

Vinzenz von Paul Von Gott gerufen

Im Jahre 1648 entsendet der Hl. Vinzenz die ersten Missionspriester nach Madagaskar, denen bald weitere folgen. Doch immer wieder muss Vinzenz die Nachricht empfangen, dass sie dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen sind. So beginnt nach einigen Jahren in der Gemeinschaft der Mut zu erlahmen. Vinzenz aber denkt anders:

„Manch einer der Gesellschaft wird sagen, man solle Madagaskar aufgeben. Das Fleisch und Blut reden diese Sprache, man solle niemanden mehr hinschicken, aber ich bin sicher, der Geist redet anders. Gott hat unsere Brüder in jenes Land gerufen, und so sterben eben die einen auf dem Wege und die anderen bald nach der Ankunft. Meine Herren, angesichts dessen haben wir das Haupt zu beugen und die wunderbare und unbegreifliche Führung unseres Herrn anzubeten. Waren sie nicht von Gott berufen? Sollte es möglich sein, dass wir so feigen Herzens wären, diesen Weinberg des Herrn aufzugeben, wohin seine göttliche Majestät uns doch gerufen hat? Nein, ich glaube niemals, dass auch nur ein einziger der Gesellschaft so wenig Mut hat und nicht sofort bereit ist, den Platz der Toten auszufüllen. Ich zweifle nicht, dass die Natur am Anfang etwas zittert. Aber der Geist behält die Oberhand und sagt: Ich will es. Gott hat mir diesen Wunsch gegeben.“

Im Dienste des malegassischen Volkes

Schon seit der Zeit des hl. Vinzenz sind die Lazaristen dem malegassischen Volk verbunden. Er schickte seine ersten Missionare dorthin. Nach einer Unterbrechung von zwei Jahrhunderten waren es die Lazaristen von Frankreich, die diese Aufgabe im 19. Jahrhundert wieder übernahmen. Zu Beginn bildeten nur zwei oder drei Familien den Kern des Christentums. In jahrzehntelangem Aufbau entstanden lokale Gemeinschaften nach traditionellem malegassischen Modell, die den Gemeinderäten und Katechisten anvertraut sind. Heute sind zwei Bischöfe, 67 Priester und acht Brüder aus unserer Gemeinschaft in Madagaskar tätig. Es sind dies Franzosen, Spanier, Italiener, Polen, Slowenen und Belgier. Fünf malegassische Theologen und weitere Bewerber für das Priesteramt lassen auch die Zukunft positiv erscheinen.

Diese Mitbrüder arbeiten in drei Diözesen im Süden des Landes in der Verkündigung des Evangeliums: in Fort-Dauphin, in Farafangana und in Ihosy.

Das Territorium, das ihrer Sorge anvertraut ist, umfasst etwa 100.000 Quadratkilometer mit etwa 1.100.000 Einwohnern, von denen etwa 120.000 Katholiken sind.

Die geographische und religiöse Situation ist in diesen drei Diözesen sehr verschieden.

Die **Diözese Ihosy** liegt in einer Höhe von 600 bis 800 Metern und hat eine Hirtenbevölkerung, die zerstreut in dem weiten Raum lebt und für jeden kulturellen Fortschritt schwer zugänglich ist. Das Christentum ist ziemlich lebendig, es setzt sich aber vor allem aus Gläubigen zusammen, die aus anderen Teilen der Insel stammen. Die italienischen Mitbrüder, die hier arbeiten, bemühen sich sehr, die einheimische Bevölkerung zu erfassen, man ist aber noch immer im Vorfeld der eigentlichen Evangelisierung. Geleitet wird die Diözese von einem intelligenten und dynamischen Bischof, Mgr. Jean-Guy Rakotondravahatra, der zur Gemeinschaft der Missionare von La Salette gehört.

Die **Diözese Fort-Dauphin** besteht aus zwei verschiedenen Gebieten: L'Anosy liegt an der Ostküste und hat ein subtropisches Klima. Die Bevölkerung lebt vor allem vom Anbau von Reis, Maniok und Obst. Hier arbeiten schon seit Jahrzehnten französische und polnische Lazaristen.

L'Androy, im äußersten Süden der Insel, hat einen heißen Wüstencharakter. Durch die Bergwerke von Mica versucht man hier auch, für die zahlreiche und arbeitsame Bevölkerung eine Industrie aufzubauen. Der größte Teil der Menschen lebt aber von der Zucht von Rindern und Ziegen. Die Missionsarbeit in diesem Gebiet ist noch relativ jung; die Verantwortung dafür tragen unsere spanischen und polnischen Mitbrüder. Der Bischof dieser Diözese ist Mgr. Pierre Zévaco CM.

Farafangana ist die kleinste Diözese mit 20.000 Quadratkilometern, sie weist aber mit 600.000 Einwohnern und 80.000 Katholiken die stärkste Bevölkerung auf. Längs der Ostküste gelegen hat dieses Gebiet ein feuchtes und heißes Klima. Die Bewohner dieser Region betreiben hauptsächlich Reis- und Kaffeebau. Hier gibt es mehrere Zentren, die ausbildungsmäßig und auch wirtschaftlich sehr fortgeschritten sind. In manchen Teilen der Diözese ist ein sehr starker Zug zum Glauben zu spüren, doch wird dieser Anruf des Hl. Geistes durch den Mangel an Missionaren gehemmt. Ein dynamischer Laienstand, der auch sehr gefördert wird, berechtigt dennoch zu guten Hoffnungen. Der Chef dieser Diözese ist ein malegassischer Bischof, Mgr. Viktor Razafimahatratra. Seine Mitarbeiter sind französische und jugoslawische Mitbrüder sowie einige Weltpriester und Jesuiten.

Geschichte einer Berufung

Arzt – Priester – Bischof

Im Jänner 1952 stellte der Pariser Seminardirektor dem Generalsuperior brieflich einen neuen Novizen vor: „Der siebenundzwanzigjährige Jean Zévaco schreibt gerade seine medizinische Dissertation fertig. Er verlässt als deren einziger Sohn – er hat noch eine Schwester – eine sehr wohlhabende Familie. Seine Eltern setzten große Hoffnungen auf ihn ... Er ist intellektuell und sehr begabt und seine Meister in der Medizin erwarten Großes von ihm ... Er hofft, sein ärztliches Können den Missionen zur Verfügung zu stellen, fordert es aber nicht...“

Sechzehn Jahre später blickt der Missionspriester Zévaco bei der Generalversammlung in Rom, an der er als Delegierter der Provinz Madagaskar teilnimmt, selbst auf jene Zeit zurück und schildert den Mitbrüdern seinen Werdegang:

„Ich war ein junge Mediziner und dachte eigentlich nur an eines: an eine erfolgreiche Karriere als Arzt und an eine vielversprechende Zukunft. Gott aber hatte andere Pläne.

Die Barmherzigen Schwestern stehen am Anfang vieler Berufungen bei den Missionspriestern. (Wir sollten vielleicht öfter darüber nachdenken, welche Verpflichtungen sich für uns daraus ergeben.) Durch die Schwestern lernte ich die Armen im Mustafa Spital in Algier kennen. Sie baten mich, die Armen und Kranken daheim zu besuchen und mich um sie zu kümmern. In diesem Dienst an den Armen bin ich Jesus begegnet, und ich entschloss mich, Ihm zu folgen. Der Gedanke an das Priestertum fasste auf diese Weise in mir Wurzeln.

Ich las das Leben des hl. Vinzenz; ich las von der Arbeit für die Armen, von seiner Heiligkeit und von seiner geistigen Ausgeglichenheit. Ich sah, wie er Luise von Marillac von ihren Skrupeln befreite, indem er sie in die Arbeit für die Armen einführte. Durch all das entdeckte ich viele Ähnlichkeiten zwischen meinen eigenen Wünschen und dem Geist des Gründers der Missionspriester. Deshalb entschloss ich mich, nach St. Lazare zu gehen.

„Warum gehst Du denn zu den Lazaristen?“ sagten einige meiner Kollegen im Krankenhaus. „Wozu sollen denn die gut sein? Geh doch lieber zu den Jesuiten oder Dominikanern.“ Beide Gemeinschaften boten mir die Aufnahme an. Doch ich wählte die Lazaristen. Ich entschied mich für St. Lazare zu allererst wegen des Dienstes an den Armen, vor allem der Armen in den Missionsländern. In diesem Dienst wollte ich die beiden ergänzenden Bereiche meiner Berufung als Priester und als Arzt verwirklichen.

Ich entschied mich für St. Lazare auch wegen des Zeugnisses des gemeinschaftlichen Lebens und der Brüderlichkeit – wenn es auch manchmal Schwierigkeiten gab -, das mir die Missionspriester im Seminar von Algier gaben.

So trat ich in St. Lazare ein. Durch sieben Jahre, von 1952 bis 1957, sollte ich mich nun mit dieser meiner Berufung zum Dienst an den Armen im Rahmen der Kongregation, in ihrer Tradition und in ihrer einheitlichen Ausrichtung auseinandersetzen. Erst jetzt kann ich so richtig sagen, wie viel ich dieser soliden, ein wenig strengen, aber kraftvollen Ausbildung verdanke, die mir mein Seminardirektor gab. Vor allem bin ich dankbar für die Liebe und Freundschaft, die ich in diesen Jahren gefunden habe. Dadurch wurde die Kongregation zu meiner Familie, und diese Jahre sind es, die mir die Kraft für meine Missionsarbeit gegeben haben.

Diese Aufgabe stellte sich mir neu vor Augen, als in Paris die schwierige personelle und finanzielle Situation von Madagaskar bekannt wurde. Die Provinz von Algier, die auf mich dringend wartete, da sie seit zehn Jahren keinen Neupriester mehr gehabt hatte, stimmte dem „Geschenk der Witwe“ trotz allem zu und so wurde ich nach Madagaskar gesandt.

Ich will nicht von den Schwierigkeiten sprechen, denen ich nach meiner Ankunft gegenüberstand. Mein Wunsch nach seelischer und körperlicher Hilfe für die Armen stand doch oft im Widerspruch zu manchen traditionellen Strukturen. Aber auch diesmal wurde durch das Leben der Armen der Weg bestimmt. Die Kranken, besonders die Leprakranken, baten um meine Hilfe und um meine Anwesenheit unter ihnen. So konnte ich meinen Traum verwirklichen und den Armen an Leib und Seele dienen. Durch sieben Jahre durfte ich diese Leprosenanstalt als Priester und Arzt leiten. Nun bin ich Helfer in einer Dschungelpfarre und Arzt in einem Buschteam. Durch Gottes Hilfe bin ich so wirklich ganz Priester und ganz Arzt, im Dienst an den Armen, in der Dritten Welt. So kann ich sagen, dass meine Wünsche nach einem erfolgreichen Leben sich wirklich erfüllt haben.

Ich erinnere mich noch, dass ich kurz vor meiner Abreise aus Paris den Oberen der Pariser Spitäler eine Konferenz gab. Eine Oberin bedauerte damals meine Abreise in die Mission. Ich sagte ihr, dass es in Paris genügend Priester gebe, die noch mehr Eignung für diese Konferenzen hätten als ich.

Aber hie im Busch würde niemand sein, wenn ich nicht hinginge. Ich hatte zu wählen, und ich glaube, dass der Gedanke an den hl. Vinzenz meine Wahl entschied: einer seiner Söhne sollte dort bei den Armen sein, um ihnen an Leib und Seele zu dienen.

Ich habe diese Wahl noch nie bereut. Unser Herr hat ja allen, die ihm folgen, seine Freude versprochen. Nach Gott, dem ich alles, was ich bin, verdanke, gilt mein besonderer Dank der Kongregation der Mission und meinem Vater, dem hl. Vinzenz.“

Wenige Wochen, nachdem Herr Zévaco diesen Bericht gegeben hatte, wurde er für eine neue Aufgabe bestimmt. Am 26.9.1968 berief ihn der Hl. Vater zum Bischof der malegassischen Diözese Fort-Dauphin. Seine priesterliche Verantwortung ist größer geworden. Er versucht aber, den eingeschlagenen Weg der ganzheitlichen Sorge für den Menschen fortzusetzen, indem er weiterhin als Bischof und als Arzt tätig ist.

Als die Académie Française 1971 an Bischof Zévaco den Prix Raoul Follereau verlieh, hieß es in der Ehrenmeldung: „Herzlichen Glückwunsch an den Arzt, der Bischof geworden ist, aber mehr denn je Vater der Aussätzigen geblieben ist.“

Die Geburt der malegassischen Kirche

Gespräch mit Bischof Pierre Zévaco CM

Über die besonderen Sorgen des Bischofs von Fort-Dauphin informiert uns folgendes Gespräch, das Père Zévaco mit einem polnischen Journalisten führte.

Frage:

In Madagaskar gibt es zurzeit große politische Spannungen. Wie weit berührt das auch die Position der Kirche und der Missionare?

Bischof Zévaco:

Ich bin überzeugt, dass wir zurzeit einen entscheidenden Augenblick der Geschichte von Madagaskar erleben. Madagaskar wird zu Malgache, und das geschieht eher in revolutionärer Weise. Das schafft natürlich manche Spannung. Die Kirche sollte von diesem Wandel berührt sein. Bei den Synoden, die sich damit befassten, gelangte man schließlich zu einer grundsätzlichen Frage: Wie soll die Missionskirche ihren Dienst leisten?

Frage:

Sehen Sie Ähnlichkeiten zwischen den Problemen der Kirche von Madagaskar und den Fragen, vor denen die Kirche in anderen Ländern, etwa in Europa, steht?

Bischof Zévaco:

Unsere Probleme sind von einer ganz eigenen Art. So gibt es etwa in ganz Madagaskar nur 170 einheimische Priester, dienen etwa 500 ausländische Missionare, in der Regel Ordensleute, gegenüberstehen. Hier gibt es schon manche heiklen Punkte. Dennoch sind ja alle Priester im letzten Priester Jesu Christi, und das ist doch entscheidender als alle Fragen der Nationalität. Ich bin der Meinung, dass solche Spannungen gut und bereichernd sind. Sie helfen uns Missionaren dabei zu begreifen, dass wir von einer Zeit der herrschenden missionarischen Kirche uns hin zu einer wirklich dienenden missionarischen Kirche bewegen. Man kann sagen, dass wir Augenzeugen der Geburt der malegassischen Kirche sind, die nicht weniger katholisch sein wird.

Frage:

In welcher Funktion bleiben dann die Missionare in Madagaskar? Sind sie Fremde, die für eine bestimmte Zeit dort arbeiten, oder sind sie Menschen, die Madagaskar als ihre Wahlheimat angenommen haben?

Bischof Zévaco:

Ich bin Franzose und Missionar, aber meine Wahlheimat ist Madagaskar und mein Volk ist die malegassische Nation. Als ich vor einigen Jahren nach Frankreich abreiste, brachte mir eine malegassische Frau ihre Kinder, für die ich sowohl Arzt wie auch als Priester Sorge getragen hatte. Sie sagte mir: „Sie gehen nach Frankreich, um ihre Familie zu besuchen. Das ist auch richtig. Aber bleiben Sie nicht zu lange, denn auch wir sind Ihre Familie...“ Ich glaube, dass die Mehrzahl des malegassischen Volkes die Missionare als Mitglieder ihrer Familie ansieht, da sie doch auf immer Mitglieder dieses Volkes bleiben wollen.

Frage:

Wie sehen Sie den Fortschritt der Missionstätigkeit?

Bischof Zévaco:

Madagaskar hat 7,5 Millionen Einwohner. Ein Drittel dieser Bevölkerung ist christlich, davon sind die Hälfte Protestanten und die Hälfte Katholiken. Die übrigen sind Animisten: Obwohl sie die Ahnenverehrung sehr pflegen, stehen sie doch zumindest indirekt unter christlichem Einfluss.

Wir bemühen uns, die Gedankengänge der Malegassen, ihre Lebensphilosophie und den genauen Standpunkt bei ihren Ansichten besser zu begreifen, damit wir das Evangelium möglichst verständlich verkündigen können. Zurzeit bemühen wir uns besonders um eine Katechese, die dieser Situation angepasst ist. Bei der Unterweisung beginnen wir mit dem grundlegenden Begriff des Madegassen – mit der Idee der Vaterschaft. Von diesem Ausgangspunkt her kann man dann leichter die Lehre von Gott, dem Vater, und von Christus, dem Sohn Gottes, unserem Bruder, darlegen. Auf diese Weise ergibt sich auch eine gewisse Kontinuität zwischen ihrem früheren Glauben und der christlichen Botschaft, wenn auch Christus in sich selbst einen gewissen Bruch mit der Vergangenheit darstellt.

Wir haben auch große Bemühungen, die Liturgie anzupassen. Trotz der Verwendung der Muttersprache ist die Liturgie einfach zu sehr eine römische. Übersetzungen allein lösen hier die Probleme nicht.

Frage:

Was nützen aber Anpassungen ohne eine ausreichende Zahl von Missionaren?

Bischof Zévaco:

Das ist ein seelsorglich sehr wichtiges Problem. Wir müssen auf alle Fälle über die traditionelle Ausbildung hinaus neue Wege für den Zugang zum Priestertum suchen. Es gibt Spätberufene, reife Menschen, die ihr Ziel kaum erreichen, wenn ihnen nicht eine neue Art der Ausbildung angeboten wird. Man muss erfinderisch, schöpferisch sein auf diesem Gebiet. Aber niemals darf es auf Kosten einer soliden, seriösen Bildung geschehen, die grundlegend für eine tiefgehende geistige und religiöse Formung ist.

Es würde sehr nachteilig sein, junge Leute, die nicht genügend vorbereitet sind, vorschnell zu weihen. Wir hätten dann einen Klerus, der mehr für andere Funktionen geeignet und geneigt ist als zu evangelisieren und zum Glauben zu erziehen. Wäre es nicht auch eine Illusion, für jede Dorfgemeinde einen Priester haben zu wollen – der Traum einer mittelalterlichen Christenheit? In unserer Situation werden wir nach den Worten des Herrn immer der Sauerteig sein und bleiben – eine Minderheit in der Gesamtheit des Christentums.

Frage:

Hat diese Situation auch Auswirkungen auf die Ordensfrauen?

Bischof Zévaco:

Schon im Jahre 1967 hat Kardinal Agagianian in einer Konferenz gesagt: „Die Stunde ist gekommen, wo die aktive Ordensfrau in vollem Apostolat für ihre Umwelt stehen und Diakonissin für die Gemeinschaften der Gläubigen sein soll.“ Müssten wir uns hier nicht wirklich auf die neuen apostolischen Anschauungen der Kirche einstellen? Die Ausschau nach der Erfassung der Nichtchristen sollte uns vielleicht veranlassen, mehr aufgelockerte Schwesternstationen als Vorposten der Evangelisierung zu errichten. Pfarrvikare sind dann in den Zentren tätig, und Mitarbeiterinnen der Priester, Erzieherinnen der einheimischen Frauen, Heimleiterinnen, Katechetinnen wirken in den Dörfern. Unzählige Apostolate sind den Gottgeweihten anvertraut.

Frage:

Welche Aufgaben gibt es für die einheimischen Laien und werden auch Laien als Entwicklungshelfer gebraucht?

Bischof Zévaco:

Die Förderung der Rolle der Laien ist für uns eine sehr wesentliche Frage. Die Laien haben ja immer am Leben der Kirche teilgenommen, früher allerdings eher als Helfer des Klerus und unter seiner Leitung. Heute aber wollen die katholischen Laien ihren Anteil an der Verantwortung für die Kirche selbst übernehmen, was ja auch in der Taufe grundgelegt ist.

Wenn Entwicklungshelfer nach Madagaskar kommen, sollten sie berufliche Qualifikationen vor allem auf landwirtschaftlichem oder medizinischem Gebiet haben. In großen Bevölkerungszentren könnte auch ein Psychologe gute Dienste leisten. Damit das aber ein wirkliches Apostolat ist, müsste ein solcher Helfer vor allem anderen einen tief verwurzelten Glauben besitzen, eine Hoffnung, die auch in der Prüfung standhält, und eine Liebe, die sich selbst weiterschicken will.

Schwestern für Madagaskar

Im Jahre 1897 kamen die vier ersten Barmherzigen Schwestern nach Madagaskar. Sie übernahmen zunächst die Sorge für eine Schule mit 46 Mädchen in Fort-Dauphin. Das war der Anfang.

Die Not und das Elend auf der Insel riefen aber bald viele Schwestern aus Europa nach. Und so entstanden in kurzer Zeit zahlreiche Hilfswerke für die Allerärmsten.

Von besonderer Bedeutung für die neue Schwesternprovinz sollte das Jahr 1964 werden. Es war das Jahr der Eröffnung eines Seminars (Noviziates) für einheimische Schwestern. Ein durch lange Jahre erbetener Wunsch ging damit in Erfüllung.

Während der kleinen Zeremonie hörte man in einer Ecke des Seminars eine Zeugin der Vergangenheit murmeln: „Danke, mein Gott, wie gut bist du!“ Es war die provinzälteste Schwester (92 Jahre). Sie überdachte die großen Ereignisse der Provinz, die sie im Jahr 1897 entstehen sah.

Zurzeit hat die malegassische Provinz 94 einheimische Schwestern und 92 Missionsschwwestern aus 10 Nationen. Auf das Noviziat bereiten sich acht Postulantinnen vor, außerdem gibt es 40 Aspirantinnen.

Die Schwester betreuen 25 Missionsschwwestern in fünf Diözesen. Zu ihren Arbeiten zählen der Unterricht in Volks- und Hauptschulen, sowie die Betreuung von Kindergärten. Ferner arbeiten sie in drei öffentlichen Krankenhäusern. Es werden von ihnen 20 Ambulanzen geführt, in die hauptsächlich Säuglinge und Kleinkinder gebracht werden.

In zwei Leprastationen und sieben Ambulanzen werden Aussätzige betreut und behandelt. Die Schwestern sind auch im Busch tätig: Sie lehren Kindern wie Erwachsenen das Lesen und Schreiben und den Katechismus. Sie nehmen sich der Jugend an und besuchen die Aalten und Kranken. Neben der christlichen Männer- und Frauenbewegung bestehen auch mehrere Vereine: Jungschar, Marienkinder, Jugendvereine etc.

1974 wurde die Leitung der Provinz erstmals einer Malegassin, Sr. Louise Rambeloson, anvertraut.

Unter ihrer Führung versuchen die Schwestern überall zu helfen, wo Not und Elend herrschen.

Österreicherin bei den Aussätzigen

Unter den Barmherzigen Schwestern in Madagaskar arbeitet auch eine Österreicherin, die wir unseren Lesern kurz vorstellen wollen: Sr. Heliadora Strobl wurde 1943 in Nickelsdorf, Bezirk Neusiedl am See, Burgenland, geboren.

1960 hat sie sich entschlossen, sich für immer Christus in der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul zur Verfügung zu stellen. Nach ihrer Einkleidung hat sie zwei Jahre im Landeskrankenhaus Voitsberg gearbeitet. Anschließend besuchte sie die dreijährige Krankenpflegeschule in Graz. Schon in diesen Jahren hatte sie den Wunsch, in einem Missionsgebiet zu arbeiten. Die Provinzobern entsandten sie an das Österreichische St. Georgs-Krankenhaus in Istanbul; dort war Sr. Heliadora drei Jahre lang tätig. Obwohl sie bereits in Istanbul mit viel Elend konfrontiert wurde, erbat sie sich die Erlaubnis, in einer Aussätzigen-Mission arbeiten zu dürfen. Ihre Obern stimmten diesem Wunsch zu und nun arbeitet sie seit fünfeinhalb Jahren mit viel Freude und großem Einsatz in der Leproserie d´Ampasy bei Fort-Dauphin in Madagaskar.

Nach einer Malaria-Erkrankung verbringt sie nun einige Monate in ihrer Heimatprovinz Österreich (Graz); wir haben sie gebeten, für die Leser der Vinzentinischen Nachrichten einen Bericht über ihre Missionsstation zu geben.

Welt des Leidens, Welt des Hoffens

Ich lebe nun fünfeinhalb Jahre im malegassischen Busch, in der Welt derjenigen, für die die Lepra in irgendeiner Form zum Schicksal geworden ist. Es ist eine Welt des Elends, des Leidens, aber auch eine Welt des Hoffens auf Morgen.

Die Lepra ist eine Krankheit, die ständig neue Opfer fordert. Sie schädigt Teile des Nervensystems und zerstört damit das Schmerz- und Temperaturempfinden des Kranken. Die natürliche Warnfunktion, der Schmerz als Schutzmechanismus des gesunden Menschen, wird dadurch ausgeschaltet. Der Leprose fühlt keinen Schmerz, wenn er sich verbrennt oder verletzt. Kein Schmerzgefühl zeigt ihm an, wenn er barfuß auf einen Nagel, in eine Glasscherbe getreten ist. Wunden entstehen, vereitern und vergrößern sich, die Knochen werden angegriffen. Am Ende steht dann oft ein menschliches Wrack, an Händen und Füßen verkrüppelt. Manche Leprakranke sind schon 20 Jahre in der Leproserie Ampasy ohne jegliche Hoffnung auf eine wirkliche Heilung.

Wo ist dann die Hoffnung?

Die moderne Medizin vermag viel, aber sie vermag nicht alles. Wohl hat die Wiederherstellungschirurgie neue Hoffnungen geweckt. Wohl kann die Physiotherapie mancher fast unbeweglichen Hand etwas von ihrer einstigen Flexibilität zurückgeben und den Menschen wieder befähigen, von seiner Hände Arbeit zu existieren.

Diese Hoffnung macht die Leprakranken stark, „wieder als Mensch unter Menschen sein zu können“.

Da ist das Schicksal einer 35jährigen Frau, sie ist schon 15 Jahre in unserem Lepradorf. Ihre Finger und Zehen sind der Lepra zum Opfer gefallen. Was für eine mühsame Arbeit ist es für sie, die Verkrüppelte, einen Pullover zu stricken! Zwei Monate braucht sie dazu, aber sie hat es geschafft! Das ist vielleicht mehr, als wir in unserem Leben zu leisten imstande sind – sie hat die Resignation überwunden.

Das Leiden dieser Leprosen ist ja nicht nur auf das physische Leid beschränkt. Es ist das Leiden des Andersseins; wenn man fühlt und erfährt, dass andere Menschen Angst vor einem haben oder dass man in seinen Handlungen beschränkt ist.

Viele Leprakranke haben bei ihrer Entlassung Angst vor dem „täglichen Leben“. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer Hilfe für die Leprosen. Sie wieder zurück zu gliedern in ihre Familie, das ist eine der schwierigsten Aufgaben.

Einiges vom Alltag im Leprosendorf:

Unser Lepradorf Ampasy liegt am Rande des Dschungels, den man hier zum Teil kultiviert hat. Maniok, Reis, Mais, sehr viel Obst, Ananas, Bananen, Orangen, Mandarinen, Zitronen, Pampelmusen, Pappayas und andere exotische Früchte gedeihen hier, die in Österreich meist unbekannt sind, auch Kokospalmen, Kaffee, Vanille.....

Die Atmosphäre ist einzigartig: eine düstere Feuchtschwüle lastet über dem Dschungel, erfüllt vom exotischen Geschrei und Gequake. Wenn es gegen Abend geht, ziehen sich die Einheimischen zurück; der Aberglaube treibt sie aus dem Busch, denn überall lauern böse Geister, vor denen man sich schützen muss. Der Aufenthalt im Dschungel ist übrigens abends nicht ratsam, da dann die Schlangen – es gibt eine ganze Menge hier in Madagaskar – aktiv werden.

Die Reisfelder werden tagsüber von den Buben bewacht. Wehe, ein Vogel landet einmal im Feld; die Buben sind gute Schützen mit ihren Steinschleudern, und dann gibt es eine Fleischzulage zum kärglichen Mahl.

Auf unserer Leprastation sind derzeit 40 stationär, 46 in ambulanter Behandlung. Wir können bis zu 60 Kranke in unserer Station aufnehmen. Wir behandeln auch andere Kranke wie Malaria, Tuberkulose, Bilharziose u. a. in einer Ambulanz; die Zahl der Kranken beträgt täglich 100 bis 150.

Auch eine kleine Volksschule gehört zu unserer Missionsstation mit 160 Schülern.

Die Kranken und auch die Schüler haben wöchentlich zweimal Katechismusunterricht. Es gehören noch 10 Buschdorfer zu unserem Apostolat.

Zwei meiner Mitschwestern und ich versehen den Krankendienst, drei Mitschwestern stehen direkt im Apostolat und eine Mitschwester leitet die Schule.

In schweren Fällen kommt auch unser Herr Bischof – ein Lazarist – der zugleich Arzt ist; er ist jederzeit bereit uns zu helfen. Wir sind alle sehr glücklich, diesen Armen und Kranken helfen zu dürfen und ihnen die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes zu verkünden.

Sr. Heliodora Strobl

Herr, ich werfe meine Freude wie Vögel an den Himmel

Die Nacht ist verflattert, und ich freue mich am Licht.

Deine Sonne hat den Tau weggebrannt
vom Gras und von unseren Herzen.

Was da aus uns kommt, was da um uns ist
an diesem Morgen, das ist Dank.

Herr, ich bin fröhlich heute am Morgen.

Die Vögel und Engel singen, und ich jubiliere auch.

Das All und unsere Herzen sind offen für deine Gnade.

Ich fühle meinen Körper und danke.

Das Meer rollt gegen den Strand, ich danke.
Die Gischt klatscht gegen unser Haus, ich danke.

Herr, ich freue mich an der Schöpfung
und dass du dahinter bist und daneben
und davor und darüber und in uns.

Ich freue mich, Herr,
ich freue mich und freue mich.
Die Psalmen singen von deiner Liebe,
die Propheten verkündigen sie.
Und wir erfahren sie:
Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Himmelfahrt
ist jeder Tag in deiner Gnade.

Herr, ich werfe meine Freude wie Vögel an den Himmel.
Ein neuer Tag, der glitzert und knistert,
knallt und jubiliert von deiner Liebe.
Jeden Tag machst du. Halleluja, Herr!

(von einem afrikanischen Christen)